

VON ANDREAS GRUSCHKE

NOMADEN OHNE LAND?

Ein Leben zwischen den Welten

Auch in den Steppen des tibetischen Hochlandes streben die Menschen nach Einkommen, Schulbildung und einem bescheidenen Wohlstand. Andreas Gruschke, der Feldforschung in Tibet betreibt, skizziert die Situation der Nomaden heute.



In der umfangreichen Tibet-Literatur wird der Alltag der Nomaden nur selten thematisiert. Dennoch haben wir bestimmte Bilder vom Hirtenleben in unseren Köpfen, und die meisten von uns sind davon überzeugt, dass ihre Vorstellung davon, was ein Nomade ist, wie er lebt und was er tut, der Realität entspricht.

Aus Sicht der Touristen sind „Drokpas“ heute diejenigen Tibeter, die mit ihren Tieren – für den fremden Reisenden vorzugsweise Yaks – durch die Hochlandsteppen des Schneelands ziehen und fotogen in ihren schwarzbraunen, aus Yakhaar gewobenen Zelten leben, unter strahlend blauem Himmel, auf grünen Wiesen, die übersät sind mit buntem Enzian, manchmal auch Edelweiß: ein Leben wie im Paradies ... Gastfreundlich wird der Fremde ins Zelt gebeten. Dort schenkt man ihm nach alter Sitte jenen Buttertee ein, den der Tourist grundsätzlich für ranzig hält und daher eher stehen lässt. Die Kamera wird in Anschlag gebracht und auf die stauenden Kinder gerichtet, vor allem natürlich auf das mit dem nackten Po. So muss Nomadenleben sein!

Wie falsch solche Bilder sein können, zeigt erst die intensive Beschäftigung mit der Gesellschaft und der Lebenswelt der Nomaden. Ebenso wie viele andere Vorstellungen von Tibet ist auch das westliche Bild vom tibetischen Hirtenleben eine Mischung aus Verklärung eines entbehrungsreichen Lebens, einer Art wildschöner Camping-Romantik, und Projektionen einer unterstellten, wenigstens früher vorhandenen „großen Freiheit auf dem Dach der Welt“, die natürlich nur von außen bedroht ist.

Doch der Alltag der Nomaden ist beschwerlich, und als Überlebensstrategie lässt das Klima in den höheren Regionen Tibets nur die Viehzucht als Wirtschaftsweise zu. Für Ackerbau sind die Vegetationszeit zu kurz und die Niederschläge zu gering. Die Schafe, Yaks und Ziegen der tibetischen Nomaden sind an die große Höhe und die Kälte angepasst. Pferde hingegen sehen Tibeter nicht als Nutztiere des Alltags an: Man melkt sie nicht, noch isst man ihr Fleisch. Auch das Vieh wird nicht vom Pferd aus gehütet. Der hohe Preis, die Anschaffung von Sattel und Geschirr und der Umstand, dass Pferde besonders im Winter Heu

oder Getreide als Zufütterung brauchen, machen sie zu einem Luxus, der zunehmend durch das Motorrad ersetzt wird.

Yak, Schaf und Ziege dagegen werden auf vielfältige Weise genutzt. Ihre Milch verarbeitet man zu Joghurt, Butter und teilweise zu Käse. In der kalten Jahreszeit ist der Milchertrag minimal, daher muss Fleisch die entstehenden Ernährungsdefizite ausgleichen. In den meisten Regionen Tibets war ein Überleben ohne Fleisch auf Dauer nicht möglich. Nicht zuletzt deshalb unterscheiden sich die buddhistischen Mönche in Tibet von jenen anderer Regionen, insbesondere in Ost-, Süd- und Südostasien, dadurch, dass sie nicht nur regelmäßig, sondern auch viel Fleisch essen.

In den Wirren der Politik

Nachdem die Volksrepublik China ihren Anspruch auf Tibet durchgesetzt hatte, versuchten die Behörden, die tibetischen Hirten sesshaft zu machen und zu einer



In Tibet werden die Wanderhirten ‚Drokpa‘ genannt. Dieses Wort setzt sich zusammen aus *brog* und *pa*, wobei *brog* ‚Einsamkeit, Wildnis‘ bedeutet und für unkultiviertes Land steht, und *pa* für Menschen.

völlig anderen, ihnen bis dahin fremden Lebensweise umzuerziehen. Die dem Dalai Lama unterstehenden Gebiete hatten dabei eine längere Frist als jene im Osten, die außerhalb des späteren Autonomen Gebiets Tibet (AGT) lagen. In Kham und in Amdo wurde bereits Mitte der 1950er Jahre mit „Sozialisierungsmaßnahmen“ begonnen. Dieser Unterschied war eine der wichtigsten Ursachen dafür, dass Unruhen und Aufstände gegen die chinesische Regierung in Osttibet begannen und erst später nach Lhasa übergriffen.

Die gravierendste Veränderung trat im Lauf der Kulturrevolution (1966–1976) ein. 1970, mit Einführung der Volkskommunen, wurde das Vieh kollektiviert. Aus den ehemals selbstständig wirtschaftenden Wanderhirten machte man eine Art „Ranch-Arbeiter“. Die zu verrichtenden Tätigkeiten blieben dieselben, doch die Verantwortung lag nun bei den Kommunen. Sie verteilten die Arbeit, entlohnten die Einzelnen nach einem Arbeitspunktesystem und versorgten sie mit Nahrungsmitteln. Zusammen mit den üblichen Problemen der zentralen Planwirtschaft trug dies dazu bei,

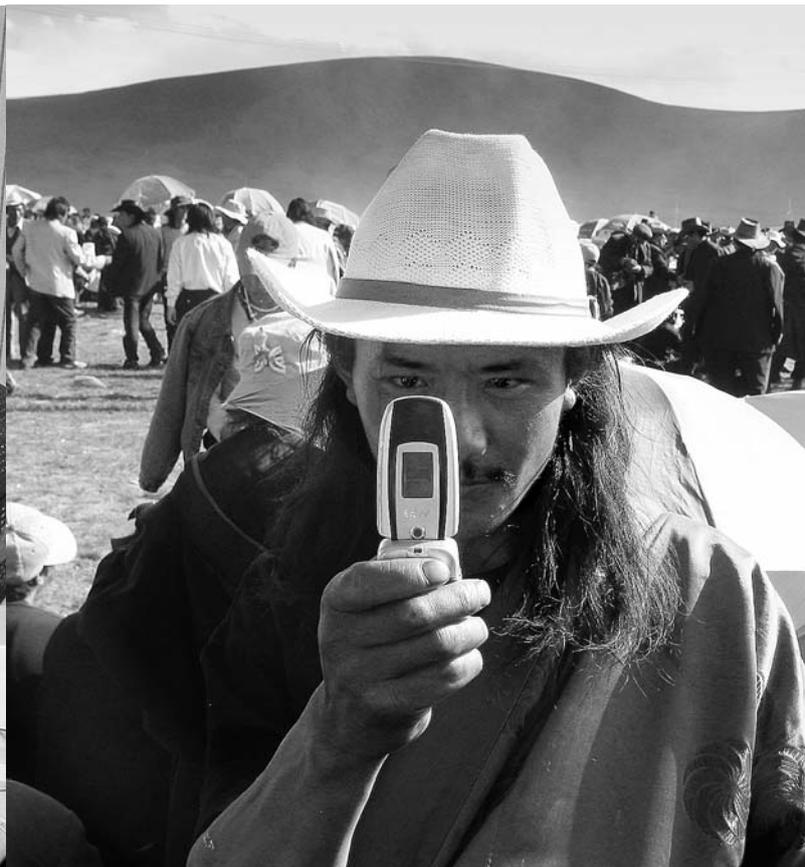
dass es fast allen Nomaden schlechter ging als vorher. Etliche Jahre lang war Hunger weit verbreitet. Da die Zwangsmaßnahmen der Kommunisierung scheiterten, gab man sie schließlich auf.

1981 wurden die Volkskommunen aufgelöst und das Vieh erneut verteilt. Durch die Reform- und Öffnungspolitik wurde der einzelne Haushalt wieder zur eigenen Wirtschaftseinheit. Ihm gehörte das Vieh, alle Entscheidungen darüber fielte das Familienoberhaupt. Der Lebensstandard verbesserte sich deutlich gegenüber der Zeit der Volkskommunen, nachdem Peking mit Beginn der 1980er Jahre verfügt hatte, dass tibetische Bauern und Hirten von Steuern oder Abgaben befreit wurden. Kapitalmangel verführte die lokalen Verwaltungen in den 1990er Jahren dazu, uneinheitliche Abgaben nach Anzahl der Tiere als Pacht für das Weideland zu erheben; seit 2006 sind die Nomaden jedoch völlig von Abgaben befreit.

Gleichzeitig trat aber wieder eine soziale Differenzierung ein, die auf unterschiedlichem Geschick beim Herdenmanagement, vor allem je-

doch beim Sammeln von Raupenpilz basierte. Dieser Fungus, der die Larven eines häufig in der Steppe vorkommenden Falters befällt, gilt in der traditionellen Chinesischen Medizin als Stärkungsmittel mit großer Heilwirkung. Seit dem wirtschaftlichen Boom Chinas ist die Nachfrage derart gestiegen, dass sich der Preis, den man den Nomaden dafür zahlt, seit 1988 mehr als verhundertfacht hat. Damit ist der Pilz inzwischen teurer als Gold. Weil Nomadengebiete als arm gelten, gibt es auch keine Besteuerung der dadurch erzielten – ohnehin schwer zu erfassenden – Einkommen.

Neben sehr erfolgreichen Haushalten gibt es aber auch solche, die schlechten Zugang zu den Fundgebieten haben oder bei der Suche glücklos sind, so dass sie sich durch andere Arbeiten etwas dazu verdienen müssen. In solchen Fällen geben die Familien die Viehwirtschaft meist auf und lassen sich in den Städten nieder. Von ihrem Weideland, das durch das Bevölkerungswachstum und teilweise durch Weidedegradation zu einer knappen Ressource



Das Leben der Nomaden verändert sich, auch durch moderne Technik.

geworden ist, profitieren dann die auf dem Land gebliebenen Nomadenhaushalte.

Es sind freilich nicht nur die Armen, die in die Städte ziehen, sondern auch die Wohlhabenden – sie jedoch aus anderen Gründen: Sie haben den Wunsch nach einem besseren, einem bequemeren Leben oder nach Bildungschancen für die Kinder. Diese Land-Stadt-Migration setzte vor knapp zwei Jahrzehnten ein und wurde immer stärker. Sie wird wenig wahrgenommen, weil sie gänzlich von den umstrittenen staatlichen Umsiedlungsmaßnahmen überlagert wird, die auf einem Komplex von Gründen und Absichten beruhen, die den Rahmen dieses Beitrags sprengen würden.

Kürzere Wege durch den Straßenbau

Die jüngsten Verbesserungen der Infrastruktur in tibetisch besiedelten Gebie-

ten betreffen Straßenbau, Strom- und medizinische Versorgung, das Schulsystem und besseren Zugang zu Wasser. Fälschlicherweise wird darunter oft nur Straßenbau verstanden, der Menschen aus anderen Teilen Chinas, Han-Chinesen und Hui-Muslimen, nun leichter in die Nomadengebiete vordringen lasse. Durch den Straßenbau haben aber auch die Hirten kürzere Wege und besseren Anschluss an den Wirtschaftsraum der Städte. Dies wirkt sich nicht zuletzt auf ihre Lebenshaltungskosten aus, da sie günstiger an lebenswichtige Güter kommen. Theoretisch haben sie auch bessere Vermarktungschancen, doch in den dichter besiedelten Regionen haben die meisten Haushalte gar nicht mehr genug Tiere, um noch wesentliche Mengen vermarkten zu können.

Die saisonale Wanderung, die Verlagerung des Lagerplatzes zu neuen Weidegebieten, gehört zum gewöhnlichen Lebensalltag. Dabei dreht es sich keineswegs um mehr oder weniger ungeordnete oder gar zufällige Wanderungen. Jeder Familie waren und sind bestimmte

Weidegebiete zugewiesen, zu denen – je nach den natürlichen Verhältnissen – Winter-, Frühjahrs-, Sommer- und Herbstweiden gehören. Früher geschah diese Zuweisung durch die Stammesältesten, heute durch die Gemeinde, d.h. den Dorfchef, der sich mit den Dorfältesten berät.

Obschon auf dem Papier inzwischen alles Weideland per Pachtvertrag an die einzelnen Haushalte verteilt wurde, finden sich noch immer viele Dörfer, die entschieden haben, das Weidemanagement gemeinschaftlich zu regeln. Die Gemeinde als politische Institution entspricht von der Ausdehnung her früheren Stammes- oder Klan-Gebieten, woher wohl die Zufriedenheit mit dem „gemeindebezogenen Ressourcenmanagement“ rührt. Die in den letzten Jahren im Ausland beklagte Einzäunung von Weiden wird, selbst wenn sie mancherorts Konflikte auslöst, von vielen Nomaden eher positiv bewertet, da die Arbeit der Hirten so erheblich vereinfacht wird.



Ein neu angelegtes Dorf in Tongde (TAB Tsolho/Hainan) in der Provinz Qinghai, in das Nomaden umgesiedelt werden.

Die Lebensweise der Nomaden ist komplex und basiert nicht nur auf der Unterscheidung zwischen fester oder mobiler Wohnung, sondern ist an verschiedene Faktoren geknüpft: welche Tiere sie nutzen und welche Produkte sie aus oder mit ihnen herstellen, wie sie diese gewinnen, wie Eigentum und die Weiden verteilt und wie das Hüten der Herden und andere Arbeiten sowie die saisonalen Wanderungen organisiert sind – um nur die wichtigsten zu nennen.

Manche Nomadenfamilien, vor allem in dichter besiedelten Weideregionen, ziehen es vor, das ganze Jahr über an einem Ort zu wohnen. Insbesondere seit den späten 1980er, frühen 1990er Jahren haben die meisten Nomaden in Osttibet (Amdo, Kham) begonnen, sich feste Winterhäuser zu bauen. Dass behördlicherseits seit Jahren erhebliche Mittel für den Bau von Siedlungen bereitgestellt werden, hat gewiss zwei Seiten. Zum einen erhärtet sich schnell der Verdacht, dass die Nomaden nicht zuletzt aus einem Dünkel gegenüber ihrer mobilen Lebensweise heraus sesshaft gemacht

werden. Zum anderen kann eine gewisse Infrastruktur nur so geboten werden: Versorgung mit Elektrizität, leichterem Zugang zu Schulen für die Kinder usw.

Andererseits wird übersehen, dass mit dem Bau fester Winterhäuser in den ehemaligen winterlichen Zeltcamps die mobile Weidewirtschaft nicht zwangsläufig endet. In den allermeisten Fällen meiner Befragungen in Amdo und Kham verbrachten auch die Drokpa-Haushalte mit festen Winterquartieren die warme Jahreszeit immer noch in Zeltlagern auf ihren Sommerweiden.

Daher verändert der Übergang vom Wohnen in Zelten zum ständigen Leben im Haus nicht unbedingt das Selbstverständnis tibetischer Hirten: Waren sie vorher Drokpa, dann bleiben sie auch danach Drokpa – ganz im Gegensatz zur westlichen Auffassung.

Es ist kaum zu bestreiten, dass der traditionelle Lebensstil der tibetischen Nomaden – mobile Weidewirtschaft als nachhaltige Nutzung der weiten Steppenlandschaften des Hoch-

landes – die erfolgreiche Anpassung an die Umweltbedingungen in einem der unwirtlichsten Landstriche der Erde ist. Die nomadische Kultur erwies sich dementsprechend als sehr widerstandsfähig. Dennoch gilt die nomadische Lebensweise heutzutage in der ganzen Welt als gefährdet – eine Folge der Globalisierung. Auch das tibetische Hochland blieb davon nicht verschont. Daraus resultiert eine Reihe von Problemen, die man unter dem Stichwort Entwicklungsprobleme zusammenfassen könnte.

Viehwirtschaft stößt an Grenzen

Die Bevölkerungsentwicklung im tibetischen Hochland gibt nicht nur durch chinesische Einwanderer in die Städte und Stadtgemeinden Grund zur Sorge. Inzwischen wird nämlich deutlich, dass selbst die an die ökologisch schwierigen Lebensräume angepasste Wirtschaftsweise der Drokpas an ihre Grenzen

KRITIK AN CHINESISCHER SIEDLUNGSPOLITIK

Von Exiltibetern und westlichen Tibet-Unterstützergruppen wird Kritik an den chinesischen Programmen zur Sesshaftmachung der Nomaden geäußert: Die Zwangsansiedlung sei kein „Fortschritt“, sondern lediglich ein weiteres Instrument zur Sinisierung der Tibeter und zur Zerstörung ihrer traditionellen Kultur. Zudem wolle Peking durch die Landnahme den Zuzug chinesischer Siedler fördern, die immer stärker in die tibetisch geprägten Regionen Nord- und Nordost-Tibets vordringen. Kritische Berichte gibt es auch von Menschenrechtsorganisationen wie *Human Rights Watch* und der *Gesellschaft für bedrohte Völker e.V.* (GfbV) sowie vom Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen. Im Folgenden finden Sie einige Links zu weiterführenden Informationen:

- © „Tibets Nomaden“ - Fact Sheet der *Tibet Initiative Deutschland e.V.* (TID): http://www.tibet-initiative.de/fileadmin/users/tibet-initiative/aktion/dateien/greentibet.freetibet/Fact_Sheet_-_Nomaden.pdf
- © „Die tibetischen Nomaden“ - Artikel von Monika Ashi Hunger in *Brennpunkt Tibet* Nr.3/2011, der Quartalszeit-

schrift der TID: <http://www.asien1.de/Nomaden-Text-Brennpunkt.pdf>

- © „Umsiedlungsprogramme in Tibet: Ein fataler Irrtum auf Kosten der Nomadenkultur“ - Vortrag von Gabriel Lafitte im April 2011 an der Universität für Bodenkultur in Wien: www.tibet.at/aktuelles/info/apr2011/Tibet-Nomaden.doc
 - © „The Human Rights Crisis in Tibet: Europe Must Act!“ - Report der GfbV vom Mai 2012 (S. 7 ff): http://www.gfbv.de/show_file.php?type=download&property=download&id=209
 - © Website (engl.) zur Situation der Nomaden von *Students for a Free Tibet*: <http://nomadrights.org/fact-vs-myth/>
 - © „No One Has the Liberty to Refuse“, Report von *Human Rights Watch*, Juni 2007: <http://www.hrw.org/sites/default/files/reports/tibet0607webwcover.pdf>
- Zusammenfassung (deu.): „Kein Recht auf Verweigerung - Zwangsumsiedlung tibetischer Hirten in Gansu, Qinghai, Sichuan und der Autonomen Region Tibet“: <http://www.hrw.org/sites/default/files/reports/tibet0607desuman-dreccs.pdf>

stößt. Bei einer Bevölkerung, die sich im letzten halben Jahrhundert mehr als verdoppelt hat, ist seit 1950 auch der Anteil der von der Wanderweidewirtschaft lebenden Tibeter auf mehr als das Doppelte angestiegen.

Grundlage der ökologisch verträglichen Viehwirtschaft der tibetischen Nomaden ist ausreichend Weidefläche, die räumlich jedoch nicht weiter ausgedehnt werden kann. Mag auch die falsche Politik der 1970er und 1980er Jahre mitverantwortlich sein für viele Überweidungen, ja auch für Verwüstungsprobleme, so kann doch diese Erkenntnis weder die Probleme rückgängig machen, noch neue Ursachen aus der Welt schaffen.

Chinesische, aber auch westliche Wissenschaftler sind sich einig, dass sich die Qualität des Graslands auch aus klimatischen Gründen ständig verschlechtert. Seit den 1970er Jahren sind die als Weiden nutzbaren Steppen um etwa 25 Prozent zurückgegangen. Die Bejagung von einheimischen Raubtieren (Wölfe, Füchse) hat zudem die natürliche Dezimierung von

Kleintieren wie Pfeifhasen beeinträchtigt, so dass die Regeneration des Graslandes zusätzlich erschwert wird.

Verschärft wird die Weidekonkurrenz noch dadurch, dass klassische nomadische Handlungsweisen mit modernen Wirtschaftstaktiken einhergehen. Noch immer legt eine Vielzahl von Haushalten in traditioneller Weise Wert darauf, möglichst große Herden zu besitzen, ohne Tiere zu verkaufen. Sie glauben nicht, dass man „zu viele Tiere“ haben könnte. Wer wiederum nicht genügend Tiere hat, um seine Familie davon zu ernähren, wird kaum darauf verzichten, seine Herde nach Möglichkeit zu vergrößern, selbst wenn die Weideflächen wegen der gestiegenen Zahl von Haushalten überlastet sind. Für ihn hat Überleben Priorität gegenüber der Bewahrung der Umwelt.

Andere vergrößern ihre Herden, um für den städtischen Markt zu produzieren. Die meisten Hirten aber beziehen ihr Geldeinkommen inzwischen durch das schon als selbstverständlich zum Nomadenleben zählende Sammeln von Heilpflanzen – vor allem des bereits erwähnten Raupenpilzes –, die auf dem

chinesischen Markt sehr begehrt sind. All dies verschärft den Druck auf die Steppenlandschaft und macht deutlich, dass hier für die Nomaden ebenfalls unbedingte neue Lebenschancen in den größeren Gemeinden und Städten geschaffen werden müssen.

Dagegen steht, dass Tibeter Gefahr laufen, vom chinesischen Arbeitsmarkt verdrängt zu werden. Meine Befragungen in den vergangenen Jahren hatten gerade dieses Problem im Blick. Als Untersuchungsraum fiel die Wahl auf Yushu, weil die Region traditionell viehwirtschaftlich geprägt ist. Ihr Hauptort ist das – im Chinesischen gleichnamige – Städtchen mit dem tibetischen Namen Jyekundo. Als politisches, wirtschaftliches und kulturelles Zentrum des Autonomen Bezirks Yushu ist die Zuwanderung von Ortsfremden hier am größten: Han-Chinesen aus den Provinzen Qinghai, Gansu und Sichuan, Hui-Muslime, aber auch Tibeter aus anderen Gebieten, insbesondere den Yushu zugehörigen Landkreisen.

Aus einem Ort inmitten einer noch immer dominant tibetisch geprägten Re-

gion, dessen Bevölkerung noch vor 80 Jahren aus etwa 100 Bauern- und Händlerfamilien plus 300 bis 400 Mönchen bestand, entstand eine Stadt von ca. 60.000 Menschen, deren äußerlich chinesisches Gepräge mit wachsendem Wohlstand immer mehr „Tibetisches“ zeigte. Durch das schwere Erdbeben von 2010 wurde sie fast vollständig zerstört. Da sich hier Funktionen und Infrastruktur eines Raumes von der Größe halb Deutschlands konzentrieren – mit Verwaltung, Schulen, Krankenhäusern, Busstation, Märkten, Geschäften, Hotels, Restaurants – investiert der Staat mehrere Milliarden Euro in den Wiederaufbau. Welches Gepräge die Stadt dann haben wird, bleibt abzuwarten, doch ist kaum davon auszugehen, dass tibetische Nomaden darin keinen Platz mehr haben werden.

In Jyekundo findet man in fast allen Berufssparten Angehörige aus „Nomadenfamilien“. Der Direktor einer der höheren Schulen des Bezirks bezeichnet sich noch immer als Drokpa, ebenso wie der Polizist, der Uniform tragende Wachmann des größten Hotels der Stadt, Taxifahrer, die aus Hirtenfamilien stammen, wie auch die Mehrheit der Angehörigen von Verwaltung und Lokalregierung, die bei der Gestaltung der neuen Stadt mitbestimmen. So wird die Stadt Yushu zum Prüfstein für die Chancen und Risiken der tibetischen Nomadenbevölkerung.

Auf dem Land ist der Mönch aus dem Steppenklaster Serkar Gompa, der meine teure Kamera kaufen will, ein Drokpa, ebenso wie der junge Knirps, der mich mit seinen paar englischen Brocken anspricht, die er neben Chinesisch und Tibetisch in der Grundschule gelernt hat. Unterhalten aber wird er sich mit mir, da mein Tibetisch dürftig ist, auf Chinesisch, weil er die bessere Schulbildung in dieser Sprache bekommen hat. Auch das hat viele Gründe. Teilweise mögen politische Motive der Kader eine Rolle spielen, möglicherweise aber auch,

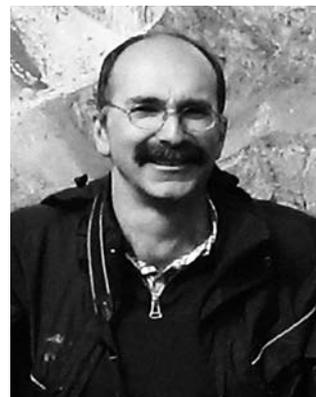
dass viele ländliche Tibeter lange wenig von Bildung außerhalb der Klöster hielten und dieses Feld dementsprechend den Behörden allein überlassen hatten.

Die aus der „Modernisierung“ des Lebensalltags resultierenden Probleme lassen sich ohne entsprechende Ausbildung und Schulen nicht lösen. Diese Logik scheint inzwischen alle Beteiligten, Behörden und die Nomaden-Haushalte, zu erreichen. Bis vor wenigen Jahren noch haben die Behörden auf die Durchsetzung der Schulpflicht bei Wanderhirtenkindern verzichtet, weil die Distanzen von den weit verstreut in der Steppe lebenden Haushalten zu den Internats-ähnlichen Schulen zu groß waren. Inzwischen ist der Schulbesuch aber auch bei den Nomaden etwas sehr viel Normaleres geworden. Seit 2006 ist er für die Dauer der Schulpflicht endlich wieder kostenlos, und die meisten Nomadenfamilien selbst sehen es inzwischen als wünschenswerte Chance an, ihren Kinder eine gute Schulbildung zu ermöglichen. Dies ist leichter geworden, seit sie über ihre im Sommer genutzten Zelte hinaus Häuser in mit Schulen ausgestatteten Wintersiedlungen haben.

Die Drokpas stellen nicht in Frage, ob auch die Weidegebiete entwickelt werden müssen, sondern eher wie und durch wen. Das Beispiel Yushu scheint zu zeigen, dass die Gratwanderung zwischen Fremdbestimmung und Mitverantwortung von einigen Tibetern durchaus mit Erfolg gegangen wird. Leider liegt es am politisch noch immer sehr starren System, dass die wenigen Erfolge immer wieder konterkariert werden. Dennoch finden auch in diesem sozialpolitischen Klima tibetische Nomaden und ihre Angehörigen neue Wege zu neuen Beschäftigungsmöglichkeiten – und manche davon führen sie sogar aus ihrem ursprünglichen Lebensraum hinaus: als Sänger in die Provinzhauptstadt, als Händler und sogar als politische Kader. Die Begegnung mit neuen Le-

benswelten – im Fernsehen und in der Wirklichkeit – schafft neue Ansprüche auch bei den Nomaden. Wir mögen sie grundsätzlich für konservativ in ihren Werten halten, und ihre Wirtschaftsweise, zum Teil auch ihre Lebensweise wollen sie nur zögerlich verändern. Dennoch: was bequem ist, was hilfreich ist oder ihnen angenehm erscheint, wird durchaus akzeptiert. Auch Nomaden sind Neuem gegenüber durchaus aufgeschlossen.

Eine einstmals durch und durch traditionell orientierte Nomadengesellschaft hat sich in überraschender Weise diversifiziert. Viele der einstigen Nomaden mögen diese Chancen ergriffen haben, weil ihnen die Beherrschung des Chinesischen bessere soziale Möglichkeiten bot. Gleichwohl haben sie darüber weder ihre tibetische, noch ihre „nomadische“ Identität verloren.



ANDREAS GRUSCHKE ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem Sonderforschungsbereich der Universitäten Leipzig und Halle-Wittenberg. Schwerpunkt seiner Forschungen sind die Veränderungen des Lebens von Nomaden in Osttibet. Eine ausführliche Arbeit dazu erscheint in Kürze in Buchform: A. Gruschke: *Ressourcennutzung und nomadische Existenzsicherung im Umbruch. Die osttibetische Region Yushu (Qinghai, VR China)*. Wiesbaden 2012 (in Vorbereitung). Weitere Informationen finden Sie auf der Website: <http://www.gruzim.de>